



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Französische Rüstungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Während der Verhandlungen im Winter 1866/67 war von französischer Seite das Wort gefallen, man habe nur die Wahl zwischen Bündnis oder Krieg. Das Bündnis war gescheitert, also mußte der Krieg kommen. Für ihn günstige Bedingungen zu schaffen, ging man sogleich eifrig ans Werk. Das erste war die Heeresreform. Seit dem Herbst beriet eine Kommission von Generälen unter dem Vorsitz des Kaisers, am 11. Dezember 1866 wurde das neue Gesetz angekündigt, am 14. Januar 1868 von der Kammer angenommen. Es hatte einen harten Kampf gekostet, zuerst unter den Generälen, dann mit der Volksvertretung. Der Kaiser hatte die allgemeine Wehrpflicht nach preußischem Muster gewollt, im Lande erregte sie Entsetzen, und auch von den meisten Generälen wurde sie verworfen. Um beim Berufsheer bleiben und doch die erforderliche Gesamtstärke erreichen zu können, war ein Mittelweg eingeschlagen worden, ein verstärktes stehendes Heer mit 9jähriger Dienstzeit, das 750 000 Mann zählen sollte, und eine Mobilgarde von 600 000 Mann nach Art des schweizerischen Volksheeres. Es war ein Zwitterding, das weder die Vorzüge des Berufsheeres noch die der allgemeinen Wehrpflicht besaß, zudem mit vielen Mängeln der Organisation behaftet. Der Schöpfer der Reform, Marschall Niel, gab sich im stillen keiner Täuschung hin. Er erhoffte von der Zukunft Verbesserungen. Trotzdem stieß er, ein redelustiger, prahlerischer Gascogner — einen Tartuffe, der durch Kriecherei emporgestiegen sei, nannte ihn der englische Militärattaché, Oberst Claremont —, andauernd in die Kriegstrompete, so daß es schon manchen Zeitungen unheimlich wurde. Andere Generäle sekundierten ihm. „Wir sind bereit!“ So erklang es unausgesetzt von allen Seiten. „Wir haben die schönste Armee der Welt,“ erklärte Niel in der Kammer. „In 7—8 Tagen kann ich 400 000,

600 000 Mann kriegsbereit aufstellen.“ Ein andermal: „Wir sind so fertig, daß es dem Kriegsminister gleich ist, ob wir Krieg oder Frieden haben.“ Oder: „Wir sind so bereit, daß wir dreimal vernünftig sein müssen, um nicht den Krieg zu erklären.“ Schon im September 1868, ehe die neue Ordnung Zeit gehabt hatte, ihre Früchte zu tragen, prahlte der Marschall vor den Offizieren der Armee: Frankreich allein von allen europäischen Mächten sei in einer Lage, daß es nach Belieben Frieden halten oder Krieg führen könne. Napoleon, obschon er nicht alle Zweifel unterdrücken konnte, eignete sich vor der Öffentlichkeit diese Zuversicht an. Bei Eröffnung der Kammer am 18. Januar 1869 erklärte auch er: „Das Land ist imstande, allen Möglichkeiten entgegenzusehen. Das ständige Ziel meiner Anstrengungen ist erreicht: die militärischen Hilfsquellen Frankreichs stehen nunmehr auf der Höhe seiner weltpolitischen Aufgaben.“

Kann man sich wundern, daß die Nation kriegslustig wurde, wenn ihr von denen, die es am besten wissen mußten, alle Tage versichert wurde, wie kriegsbereit und des Sieges gewiß sie sei? Wer auf den Grund sah, erkannte freilich die ungeheure Gefahr dieses Säbelrasselns. Es war ja einfach nicht wahr, trotz Chassepot und Mitrailleuse, daß Frankreich „bereit“ sei. Es war ein krankhafter Rausch, wenn Generäle und Minister, Publizisten und Abgeordnete in der Aussicht schwelgten, demnächst die Preußen zu schlagen, den Flecken von Königgrätz abzuwaschen, die werdende Einheit Deutschlands zu zertrümmern und den Rhein zu erobern. Im Grunde war das Frankreich jener Tage, die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs, alles eher als kriegerisch: ein Volk von Geschäftemachern und Genießern, dem der Gedanke an persönliche Opfer, wie sie die allgemeine Wehrpflicht mit sich bringt, ein Greuel war. Schon die Kosten, die die neue Rüstung erforderte, fand man zu hoch; die Kammer drückte sie mehrfach herab und schädigte dadurch das ganze Werk. Der Pazifismus hatte nicht wenig Anhänger. Man lese den langen Abschnitt über den Krieg in Prévost-Paradol's „Neuem Frankreich“: er hält für nötig, den Pazi-

fismus zu widerlegen und den Krieg zu rechtfertigen. Vor dem Kriege mit Deutschland schreckte die Gesellschaft dennoch nicht zurück, weil sie wähnte, in ihm den Siegeslorbeer mühelos pflücken zu können. Zwischen den Parteien, Bonapartisten, Royalisten, Liberalen, schien ein förmlicher Wettstreit im Gange, wer den andern in kriegerischem Patriotismus überschreien könne. Dahinter lauerte beim Anhang des Kaisers die Angst, mit den inneren Schwierigkeiten nicht mehr fertig zu werden, bei der Opposition der teuflische Gedanke, das Regiment Napoleons werde im Kriege seinen Untergang finden. Girardin, der alte republikanische Journalist, der die Lehre verkündigte, ohne den Rhein, ohne Belgien, Antwerpen, Ostende sei Frankreich nichts, meinte schon im August 1869, der Krieg sei in jedem Fall ein Gewinn. Siege man, so habe man den Rhein, die natürliche Grenze; werde man geschlagen, so sei wenigstens die Dynastie gestürzt. „Wenn Europa“, so schrieb er eines Tages, „eine blutige Dusche braucht, so möge es sie bekommen.“ Persigny, der früher als preußenfreundlich gegolten hatte, gestand dem preußischen Geschäftsträger, nach der Demütigung von 1866 müsse es zum Kriege kommen. Daß die Aussichten nicht die besten seien, gab er zu. Eben das sei das Verzweifelte der Lage, daß man nur die Wahl habe zwischen der Revolution und der Gefahr einer Niederlage. Auch Fürst Metternich und Graf Vitzthum, der österreichische Gesandte in Brüssel, urteilten, der Krieg sei der einzige Ausweg aus den inneren Schwierigkeiten, und wenn einige Führer der Opposition, wie Thiers, und die Republikaner dagegen sprächen, so sei der Grund nur, daß sie selbst ihn machen und den Rhein erobern wollten.

In dieser kriegsheißen Luft war Napoleon vielleicht noch der Friedfertigeste. Mit gutem Grund. Ob er mit seiner geschwächten Gesundheit den Oberbefehl würde führen können, muß ihm selbst zweifelhaft gewesen sein. Aber er ahnte doch auch, wenn er es nicht gar zu hören bekam, wie man in der Armee, bis in die höchsten Stellen hinauf, über ihn sprach: daß er wegen seiner Haltung 1866 hätte standrechtlich er-

schossen werden müssen, daß man ihn wegjagen werde, wenn er nicht zum Schwerte greife, usw. Er hatte auch Grund, die Entscheidung nicht zu verzögern. Bei seinem schwerleidenden Zustand konnte sein Leben jeden Tag ein Ende nehmen, und in der Verfassung innerer und äußerer Krisis, in der es sich befand, wollte er das Reich seinem unmündigen Sohne nicht hinterlassen. Wenn der Erbe eine gesicherte Erbschaft antreten sollte, so war nicht viel Zeit zu verlieren. Andererseits wußte niemand besser als er, daß Frankreich allein einem Kriege gegen Deutschland nicht gewachsen sei. Es brauchte Bundesgenossen. Diese zu gewinnen, machte der Kaiser sich an die Arbeit. Österreich und Italien sollten ihm helfen, das deutsche Reich in der Geburt zu ersticken, Preußen unschädlich zu machen und Frankreich seine führende Stellung auf dem Festland, nebst entsprechendem Landgewinn, zurückzugeben.

Unsere Sache ist es nicht, das Spiel der Diplomaten zu verfolgen, das die Zeit von September 1867 bis zum Juni 1870 ausfüllt. Das Bild ist nicht ohne Humor, wie die Partner einander zu fangen und zu entschlüpfen suchen, wie sie um Paragraphen und Zusätze feilschen, Entwürfe aufstellen, umstoßen, neue aufsetzen und wieder umarbeiten, ein Geschäft, das einer der Österreicher einmal treffend mit dem Gewebe der Penelope vergleicht, bis schließlich ein vereinbarter Text vorliegt, der dann doch nicht unterzeichnet wird. Das negative Ergebnis kann nicht befremden, denn bei Licht besehen, wollte jede der drei Regierungen etwas anderes. Napoleon warb um militärische Unterstützung zum Kriege gegen Preußen; Österreich scheute den Krieg aus guten Gründen und wollte das Bündnis benutzen, um sich gegen Angriffe von Preußen und Rußland zu decken und seine häuslichen Angelegenheiten in Ruhe ordnen zu können; Italien aber verlangte außer Südtirol, daß ihm Rom preisgegeben werde, was Napoleon nicht zugestehen konnte, wollte er sich nicht bei dem größten Teil seiner eigenen Anhänger unmöglich machen. Ein Bündnis war unter solchen Umständen nicht zu schließen.